

## Ein unheimlicher Druck auf der Bevölkerung<sup>1</sup>

IN DEN Kriegsjahren war ich sehr oft im Aktivdienst und wusste deshalb wenig, was im Dorf geschah. Aber mein Vater, Oskar Bertschmann (1875–1962), der an der Inzlingerstrasse, direkt beim Bahnübergang wohnte, erzählte mir von verschiedenen Begegnungen mit Flüchtlingen.

Einmal läutete es am Nachmittag an seinem Haus. Er öffnete die Türe, und da stand ein vielleicht fünfzehnjähriges Mädchen mit einem Rucksäcklein auf dem Rücken und mit tränenden, entzündeten Augen. Es erklärte, dass es von Hamburg innert acht Tagen ganz allein hierhergekommen sei und nachts auf Bahnhöfen geschlafen habe. Es wolle zu seiner Mutter, die schwerkrank in Davos liege.

Mein Vater erklärte dem Mädchen, er müsse es auf den Polizeiposten bringen, er dürfe niemanden hier beherbergen. Zusammen gingen sie auf den Posten, und Vater übergab das Kind dem diensttuenden Polizisten. Einige Tage hörte er nichts von dem Fall. Doch dann erfuhr er durch eine Bekannte, die beim Roten Kreuz arbeitete, dass das Mädchen wieder ausgewiesen worden war, obwohl das Rote Kreuz bereit gewesen sei, es zu übernehmen. Sie werde sich aber mit aller Kraft dafür einsetzen, dass es mit dem nächsten Kinderzug des Roten Kreuzes wieder einreisen könne. Und es ging nicht lange, so konnte sie das Mädchen entgegennehmen und die Weiterreise nach Davos organisieren. Die schwerkranke Mutter war sehr froh, ihre Tochter bei sich zu haben, um so mehr, als es sich zeigte, dass auch diese an Tuberkulose erkrankt war. Zu Weihnachten, und auch im folgenden Jahr, erhielt mein Vater Grüsse und einen Adventskranz, den das Mädchen gebastelt hatte. Und einige Jahre später kam ein Brief aus Hamburg, in dem sich der Vater bedankte für alle Hilfe, die seinem Kind zugekommen war.\*

Ein andermal läutete es mitten in der Nacht. Mein Vater öffnete das Fenster und sah einen Mann vor der Türe stehen, der in gebrochenem Deutsch »Schweiz? Schweiz?« fragte. Er öffnete und erfuhr, dass der Mann ein Russe war. Er erklärte ihm so gut es ging, dass er ihn nicht behalten könne, sondern der Polizei übergeben müsse; es geschehe ihm nichts, er werde dort in Empfang genommen. Er erklärte ihm den Weg zum Polizeiposten, entlang der damals mit Schweizerfahnen gekennzeichneten Baselstrasse. Von diesem Flüchtling hörte er nie mehr etwas.

So war es damals: Es gab schriftliche Befehle, dass man keine Fremden beherbergen durfte. Diese Befehle hat man auch befolgt. Es lag in jenen Jahren ein unheimlicher Druck auf der Bevölkerung. Wir hatten zum Beispiel einen Nachbar, einen Schweizer, der für die Deutsche Bahn arbeitete und der, wie sich später herausstellte, gegen die Schweiz Spionage betrieb. So wusste man nie, wem man trauen konnte; wir machten die Faust im Sack und haben uns nicht zur politischen Lage geäussert. Man wusste ja nie, ob jene, die zuhörten, mit den Nazis sympathisierten und einen denunzierten.

Ich kann es nicht verstehen, dass es heute Leute gibt, die die damaligen Behörden in Grund und Boden verdammen. Diese Leute haben sicher nicht damals gelebt und wissen nicht, was für ein seelischer Druck auf uns lastete, weil wir nie wussten: Kommen die Deutschen? Darum war man still. Und darum hat man sich gewehrt gegen die Flüchtlinge. Wir hatten ja auch eine Lebensmittelrationierung, und man fürchtete, es reiche nicht für alle. Zehntausende von Soldaten – zum Beispiel französische und polnische Truppen, die im Jura die Schweizergrenze überschritten hatten – waren ja schon in den Lagern interniert und mussten versorgt werden. In einer solchen Situation ist sich jeder selbst der Nächste.

\* Diese Rückweisung, die 1947 stattfand, wurde auch im Grossen Rat des Kantons Basel-Stadt aufgrund einer Kleinen Anfrage »betr. Ausweisung eines kranken deutschen Kindes« (20. Februar 1947) und einer Interpellation vom 12. Juni 1947 behandelt und kritisiert.

Paul Bertschmann, geboren 1907 in Riehen, gab in einem aufgezeichneten Gespräch am 8. November 1995 Auskunft. Mit freundlicher Genehmigung seines Sohnes Beat Bertschmann.

## Flüchtlinge in unserem Haus<sup>2</sup>

ICH HABE meine ersten Kinderjahre in Basel erlebt, am St. Alban-Rheinweg. Mitten im Krieg, im November 1942, zog meine Mutter mit meinem Bruder und mir nach Riehen, in das Bauernhaus, das mein Grossvater 1893 zuoberst an der Inzlingerstrasse erbaut hatte. Unsere Nachbarn und Bekannten waren entsetzt, dass wir in das »gefährliche Riehen« übersiedelten, so nahe bei der Grenze. Die Rheinbrücken waren damals schon vermint und zum Teil gesperrt, und jedermann wusste, dass Kleinbasel und Riehen bei einem Angriff der Deutschen aufgegeben worden wären. Doch unsere Mutter war eine tapfere Frau und sagte, dass wir in Basel genauso gefährdet wären wie in Riehen, wenn die Deutschen kämen. Ihre Sicherheit übertrug sich auf uns, und wir fühlten uns wohl und geborgen in dem grossen alten Haus mit seinem Umschwung, der Scheune und dem kleinen Grenzladen.



Auch ich selbst hatte eigentlich keine Angst, so nahe der Grenze zu wohnen. Nur der furchtbare, hohe Stacheldraht, der sich rings um Riehen zog, war schrecklich, und die Tatsache, dass wir unsere Verwandten in Efringen-Kirchen nicht mehr besuchen konnten. Noch heute mag ich Grenzen nicht!

Etwas war mir unheimlich: Wenn ich am Morgen in die Küche zum Frühstück hinunter kam, wusste ich nie, ob nicht wieder fremde Menschen dasitzen würden. Es kam nämlich öfters vor, dass Flüchtlinge, denen es in der Nacht gelungen war, die Grenze zu überschreiten, am Morgen in unserem Haus Zuflucht suchten. Ich erinnere mich gut, wie sie erzählten, auf welche gefährvolle Art sie den gewaltigen Stacheldraht überwunden hatten. Einer war zum Beispiel mit einem Brett, das er auf den Hag legte, darüber gestiegen, andere hatten mit Drahtscheren oder mit den Händen ein Loch gemacht und waren hindurchgekrochen. Das schien mir mit meinen acht, neun Jahren fast unmöglich.

Die Erzählungen dieser Flüchtlinge machten einen tiefen Eindruck auf mich. Ich erinnere mich an ein Ehepaar, das die Nacht im Hühnerstall hinter unserem Haus verbracht hatte und sich dann an der Hintertüre meldete, als die ersten Lichter im Haus aufleuchteten. Ein anderer Flüchtling erzählte, dass er sich im Walde die längste Zeit stocksteif wie ein Baumstamm verhalten habe, als Grenzwächter in der Nähe waren. Es kam auch öfters vor, dass Flüchtlinge auf unserer Heubühne übernachteten. Da unser Haus, wie die meisten Bauernhäuser, nie geschlossen war, konnten sie die Scheune ungehindert betreten und vor Tagesanbruch wieder verlassen, was man nur an den Spuren im Heu merkte.

Meine Mutter liess die erschöpften, ängstlichen Menschen sich in unserer Küche etwas ausruhen und gab ihnen ein Morgenessen. Dann musste sie dem Polizeiposten telefonieren und die Flüchtlinge auffordern, ins Dorf hinunter zu gehen und sich bei der Polizei zu melden.

Die Inzlingerstrasse war in den Kriegsjahren eine sehr stille, dunkle Strasse. Nur wenige Grenzgänger kamen noch über den Inzlinger Grenzübergang, und höchst selten fuhr ein Auto vorbei. Zudem lag die ganze Strasse in der Sperrzone, niemand durfte uns besuchen, und sogar der Schneeflug fuhr nicht mehr bis zu uns hinauf. Für uns Kinder war darum die Strasse der beste Spielplatz.

Eines Tages spielten wir mit den Nachbarskindern Völkerball auf der Strasse. Plötzlich fuhr ein Polizeiauto vom Dorf herauf und an uns vorbei. Es war ein kleines, offenes Auto, und darin sassen die gleichen Flüchtlinge, die an jenem Morgen bei uns in der Küche gegessen hatten. Die Polizei brachte sie hinauf an den deutschen Zoll, um sie den deutschen Zöllnern zu übergeben. Ich

war entsetzt und empört, dass die Menschen, die unter so grossen Strapazen geflüchtet waren, nun wieder zurückgeschickt wurden.

Andere Flüchtlinge wurden gerettet. So erinnere ich mich an einen Polen, der zu uns kam und von dem wir später hörten, dass er in der Schweiz interniert worden sei. Er kehrte später nach Riehen zurück und lebte noch viele Jahre hier.

Unser Kontakt über die Grenze brach auch während des Krieges nicht ganz ab. Wir besaßen Land in Inzlingen, und meine Mutter hatte einen Ausweis, mit dem sie, zusammen mit uns Kindern, die Grenze überschreiten konnte, um auf unserem Land Kirschen und Äpfel zu ernten. Wir kannten die meisten deutschen Zöllner, es hatte sehr freundliche darunter, aber auch sehr harte. Einer, ein notorischer Nazi, begrüßte uns immer mit »Heil Hitler!«, und da meine Mutter den Gruss nicht erwiderte, beschimpfte er sie aufs übelste. Ich hatte immer ein unheimliches Gefühl, wenn wir über die Grenze gingen und fürchtete, dass meine Mutter abgeführt und eingesperrt werden könnte. Dieser Zöllner verschwand übrigens nach dem Kriegsende.

Auch die Inzlinger Bauern, die Land in Riehen besaßen, durften ihre Felder in der Schweiz bestellen. Meist waren es Frauen, die in Handarbeit mit Hacken ihre Felder bearbeiteten. Oft sassen sie nach der Arbeit in unserem Laden. Zwei andere Inzlinger kamen regelmässig bei uns vorbei. Sie sassen in unserer Stube, hörten Beromünster-Nachrichten – was wir aber keinem Menschen erzählen durften – und lasen Schweizer Zeitungen. »In unseren Zeitungen steht ja nichts!« brummen sie, und ich konnte das kaum begreifen.

Die wenigen Arbeiter, die während des Krieges nach Lössach zur Arbeit gingen, durften nur die Achse Inzlingerstrasse/Lössacherstrasse benutzen und nur in den Grenzläden einkaufen. Waren durften in ganz kleinen Mengen über die Grenze genommen werden, unter anderem auch einige wenige Zigaretten pro Tag. Da die Leute, die häufig in Schicht arbeiteten, zum Teil sehr früh oder sehr spät bei uns vorbeigingen, mussten wir jeden Abend »Zigaretten legen«. Jeder Kunde wusste, wo er seine drei Zigaretten, Stumpen oder sein Päcklein Tabak finden konnte: auf einem Fenstersims, in einer Mauerritze, hinter dem Scheunentor und so weiter. Das funktionierte sehr gut.

Gegen Ende des Krieges wurde die Bevölkerung von Weil am Rhein zum Teil evakuiert. Ich erinnere mich an den langen Zug von Menschen, Kühen und hochbepackten Wagen, der an unserem Haus vorbei gegen Inzlingen zog.

Und dann war der Krieg zu Ende. Die Franzosen kamen, die Zahl der Grenzgänger nahm zu, und wir hatten viel Arbeit mit dem Abpacken von Kleinstmengen Kaffee und Zucker und mit dem Ausliefern von Liebesgabenpaketen. Vom Krieg und von Flüchtlingen sprach man kaum mehr. Erst viele Jahre später, als ich selber Kinder hatte und diese bereits ins Gymnasium gingen, kam eine unserer Töchter eines Tages ganz empört aus der Schule: Sie hatte im Geschichtsunterricht gehört, dass die Schweiz während des Zweiten Weltkrieges viele Flüchtlinge zurückgewiesen und ausgeschafft hatte. Da sprachen wir zum ersten Mal wieder vom Krieg, von den Flüchtlingen, die bei uns Aufnahme gesucht hatten, und von unserer Hilfslosigkeit, wenn sie wieder ausgeschafft wurden. Wir alle hatten geglaubt, dass so etwas nie mehr geschehen würde – und müssen heute mit ansehen, dass es noch immer Kriege gibt, dass noch immer Menschen in der Schweiz Aufnahme suchen und viele von ihnen zurückgewiesen werden.

Magdalene Hürlimann-Sturm, geboren 1936 in Basel, wohnt seit 1942 an der Inzlingerstrasse und erzählte in einem Gespräch am 31. Oktober 1995 von ihren Erfahrungen. Mit persönlicher, freundlicher Genehmigung von Magdalene Hürlimann-Sturm.

## Quellenangaben

- Seiler, Lukrezia u. Wacker, Jean-Claude. »Fast täglich kamen Flüchtlinge«. *Riehen und Bettingen – zwei Schweizer Grenzdörfer in der Kriegszeit: Erinnerungen an die Jahre 1933–1948*. 3. Auflage. Riehen: z'Rieche, 1997. S. 148 ff.
- Ebd., S. 134 ff.

Abb. Fotosammlung, Dokumentationsstelle Riehen.